

Geneviève Crispin [Fortsetzung]

Autor(en): **Erismann, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 23

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641415>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GENEVIÈVE CRISPIN

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
von A. Erismann

15. FORTSETZUNG

„Ich bin früher einmal alt geworden, Bruno.“

„Sie machen sich über mich lustig.“

„Nein. Ich war alt, ich hatte Runzeln, ich trug schwarze Kleider.“

„Ich mag es gerne, wenn Sie scherzen wie früher. Es steht Ihnen gut. Aber die Stelle bei den Belleys ist eine undankbare Sache für Sie. Es wird Ihnen zu viel aufgebürdet. Jetzt halten wir unsere Zukunft in den Händen, wir fahren dort fort, wo wir vor zehn Jahren stehen blieben, nichts wird uns daran hindern.“

Sie waren auf der Höhenpromenade stehen geblieben und hatten Aix links liegen gelassen. Geneviève ging an Brunos Seite. Sie hatte vorausgesehen, dass eine solche Zwiesprache kommen musste. Sie hatte davor gebangt. Sie setzte sich auf eine Bank am Wege und sagte schlicht: „Ich werde Sie nicht heiraten, Bruno.“

„Warum?“

Spaziergänger gingen vorüber und liessen das „Warum“ des jungen Mannes einen Augenblick in der Luft. Wie sie wieder allein waren, vom Gold der sinkenden Sonne überstrahlt, sagte Geneviève: „Weil wir zu verschieden sind. Wir würden uns nicht verstehen, glauben Sie mir. Sie haben sich sehr verändert und...“

Er unterbrach sie: „Das sind Ausflüchte. Ich bin immer gleich geblieben, was wollten Sie noch sagen?“

„Wir haben nicht mehr die gleichen Ansichten, ich kann Sie nicht mehr verstehen.“

„Wieso. Ich denke ganz normal, logisch. Aber Ihre Ideen sind andere geworden, ich weiss auch warum. Sie haben viel zu lange mit Denise allein in Ihrem alten Hause gelebt. Und als Sie endlich weggingen, war es, um bei fremden Leuten unartige Kinder zu unterrichten. Sie haben sich in einen Kreis altmodischer Ideen verkapselt, den Sie erst wieder verlassen, sobald wir zusammen sein werden.“

„Ich bin aber keine Wetterfahne, die sich nach dem Wind dreht!“

„Was haben Sie mir eigentlich vorzuwerfen? Dass ich das Spiel und etwas waghalsige Geschäfte liebe? Ihr Vater war ja auch Kaufmann.“

Sie zuckte die Achseln. Da fragte er: „Sie wollen nicht nach Schanghai? Warum? Ich führe dort ein feines Leben, es wird Ihnen gefallen. Auch an das Klima gewöhnt man sich schnell.“

Sie schüttelte den Kopf. Er fuhr fort: „Sie fürchten sich vor der Fremde? Wir werden alle zwei Jahre nach Frankreich kommen, wenn Sie es wünschen. Was hält Sie hier zurück? Nichts. Denise geht ihren eigenen Weg, Sie haben es selbst gesagt. Und nahe Verwandte haben Sie keine.

Ihre Vorwände könnten mich auf den Gedanken bringen, dass Ihre Liebe für mich erloschen ist.“

„Ich fühle mich nicht mehr frei“, sagte sie ganz leise. Und sah dabei einer weissen Wolke nach. Sie dachte an ihre drei Kinder, würde er das begreifen können?

„Sie lieben jemand anders? Wer ist es? Ich habe das Recht, es zu wissen. Schliesslich bin ich doch immer noch Ihr Bräutigam.“

Man hätte glauben können, er habe seine Braut niemals verlassen.

„Ich liebe drei kleine Kinder.“

Ueberrascht sah er sie an. Sie hatte es so leidenschaftlich gesagt. „Sie können das nicht verstehen, Bruno, Sie kamen, als ich allein und traurig war. Sie wissen ja nicht, wie elend ich war. Am liebsten wäre ich gestorben. Sie hätten mich damals nicht wieder erkannt. Die kleinen Kinderhände haben meinen Kummer weggewischt, sie haben mich zu dem gemacht, das ich heute bin. Ich gehöre zu ihnen, und ich werde sie nicht im Stiche lassen.“

„Das ist verrückt, einfach verrückt! Diese Familie Belleys geht Sie ja im Grunde gar nichts an. Denken Sie doch ein wenig an die früheren Zeiten zurück. Diese sind es, die uns verbinden. Ich habe alle die Menschen gekannt, die damals um Sie waren in jenem Hause in Noisy-Le-Roi. Ihre Familie wünschte unsere Heirat, ist es nicht so? Lassen Sie nicht Fremde zwischen uns kommen. Diese werden Ihnen nur Enttäuschungen bereiten.“

„Ich habe genug solche erlebt!“

Sie sagte ihm nicht, dass die grösste Enttäuschung ihr von ihm widerfahren war, von ihm, der ein so ganz anderer geworden war.

Sie fand kein Vertrauen mehr zu ihm. „Warum kamen Sie denn damals nicht, mich zu suchen, als Sie die grosse Sache in Schanghai hatten?“

„Man hatte mir gesagt, Sie seien verheiratet.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ich weiss es nicht mehr. Vermutlich meine Cousine.“

„Und Sie haben das einfach geglaubt, und gingen wieder fort, ohne mich aufzusuchen.“

Bruno schien von der Sonne geblendet. Er schloss die Augen halb.

„Das sind alles nur Vorwände, Vivette, verlassen Sie doch die Belleys.“

Geneviève hatte sich erhoben. Mit einer müden Bewegung hatte sie ihren Mantel über die Schultern genommen. „Es wird kühl, die Sonne geht unter.“ Die letzten Strahlen vergoldeten die Berge. Auf Brunos Stirne waren tiefe Furchen. Er suchte Geneviève zurückzuhalten, als sie raschen Schrittes nach Aix hinunter lief. Er wollte die Partie noch nicht verloren geben. Er sprach leise; denn sie begegneten jetzt schon einzelnen Spaziergängern.

„Wir wollen zusammen Tee trinken.“

„Nein, Bruno, ich fahre zurück, es hat alles keinen Zweck.“

Wenn Beer, dann Casino!

Er machte eine zornige Bewegung. „Es ist Ihnen also gleich, ob ich unglücklich bin. Sie geben vor, an die Vergangenheit zu denken! Aber die Vergangenheit ist Noisy-Le-Roi, ist die Zeit unserer Verlobung. Ah! Sie sagten mir letzthin, ich sei leichtsinnig, nicht seriös, weil ich Martine Rivière den Kopf verdrehe. Ja, das sagten Sie mir am Strand unten. Und ich Narr glaubte, Sie seien auf Martine eifersüchtig! Ich nehme Ihre Abweisung einfach nicht an. Ich reise noch einige Tage in der Dauphiné, bevor ich mich in Marseille wieder einschiffe. Vorher aber kehre ich noch einmal hierher zurück und bitte Sie, bis dahin sich die Sache zu überlegen und Ihre Meinung zu meinen Gunsten zu ändern.“

„Nein, Bruno, auf keinen Fall.“

„Ich komme Ende der nächsten Woche. Also, Sie weigern sich, mit mir eine Tasse Tee zu trinken, Vivette?“

„Es ist zu spät, Bruno.“

Sie verliess ihn im Park in der Nähe des Blumenladens, wo sie ihn vor einem Monat zum ersten Mal getroffen hatte. Es waren nicht mehr die glühenden Farben der Sommerblumen, sondern wehmütig stimmende Herbstboten in der Auslage des Geschäftes. Sie suchte den Wagen der englischen Pension; aber um diese Zeit fuhren nur noch wenige Kurse, so machte sie sich zu Fuss auf den Weg.

Sylvain Rivière stand an der Bar neben der Quelle. Eine ungefährliche Bar; denn sie schenkte nur Mineralwasser und unschuldige Zitronenlimonade aus. Die grossen Fauteuils, um die man sich im Sommer gestritten hatte, standen verwaist. Die vier Personen, die herumstanden, verschwanden in der grossen Halle. Sylvain fröstelte und seufzte. Als er die lichte Gestalt von Geneviève vorbeigehen sah, entspannte sich sein Gesicht. Auch sie hatte ihn gesehen und kam nun auf ihn zu mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen.

Er sagte: „Ah, Sie gehen hinauf. Warten Sie einen Augenblick, ich muss noch schnell mein Glas Wasser trinken.“

Geneviève sagte mit abgewendetem Blick: „Ich glaube, es ist schon sehr spät.“

„Nein, aber wir wollen den Aufzug benützen, ich mag nicht Treppen steigen.“ In wenigen Augenblicken waren sie oben auf der Terrasse, wo sie kürzlich mit den Kindern gesessen. Geneviève lehnte sich einen Augenblick an die Balustrade. Die schöne Bäderstadt schien eingeschlafen. Die Dämmerung war hereingebrochen, die Vögel suchten ihre Nester auf. „Wie schön sind diese Abende in Aix“, sagte Geneviève mit ihrer tiefen ruhigen Stimme.

„Traurig, traurig — ich finde es wenigstens“, sagte Sylvain mit müder Stimme. „Ich möchte nach Paris zurückkehren, ich bin so müde. Ich habe hier gearbeitet, ich habe einen Band Gedichte veröffentlicht. Aber die Kur macht mich müde. Ich hätte ausruhen sollen. Ach, wie ist das Leben so schwer!“

Ein trockener Husten unterbrach seine Rede.

„Es ist etwas windig hier, wollen wir nicht heimgehen?“

„Nein, ich mag noch nicht hinaufgehen.“

„Sie sind wie ein grosses Kind.“

„Nein, Sie sehen ja, dass ich warm angezogen bin, es macht mir Vergnügen, mit Ihnen zu plaudern. Wenn Sie wüssten, wie satt ich das alles habe! Vielleicht, dass ich durch meine Arbeit nun einen besseren Posten bekomme.“

Geneviève sah mit abwesendem Blick auf Sylvain. Er aber fuhr im gleichen Tone fort: „Das Leben ist so ermüdend, ich möchte ein ruhiges Leben; aber mit Martine ist das unmöglich. Ich lebe in beständiger Angst, ihr zu missfallen. Im Grunde genommen gehe ich selbst ja auch gerne aus; aber mich macht es müde, und Martine frisst es auf. Sie haben das gewiss schon beobachtet, Sie sind so intelligent.“

Geneviève lächelte ungewiss, ihr Geist beschäftigte sich fieberhaft damit, einen Grund heraus zu finden für des Doktors Verhalten ihr gegenüber. Warum wollte er ihr die Kinder fernhalten? Während dieses Monats hatte sie ihn so schätzen gelernt, ja, sie hatte ihn beinahe als einen Verbündeten betrachtet gegen die Ausfälle der Madame Belley.



BERNER WOCHE

Almanach

Kommandos

Es sind von den Kommandos, den Spezialtruppen der Alliierten, schon einige Photographien veröffentlicht worden, auf denen man sie von verschiedenen Arten von Kampfübungen mit geschwärzten Gesichtern, zerfetzten und schmutzbedeckten Kleidern, mit merkwürdigen Stiefeln oder Schuhen an den Füßen in einer Weise zurückkehren sieht, dass allgemein der Eindruck herrschte, bei den Kommandos herrsche nicht die gleiche Disziplin wie bei den übrigen Soldaten. Dieser Eindruck ist natürlich völlig falsch. Es stimmt, dass an der Uniform der Kommandosoldaten nichts vorhanden ist, was auf Zeremonien hinweisen würde — sie tragen häufig wollene Mützen an Stelle der Stahlhelme. Der Grund für diesen unregelmässigen Aus-

rüstungszustand ist der, weil von den Kommandoleuten verlangt werden muss, dass sie schnell laufen und sich leicht bewegen können und in der Nacht keinen Lärm verursachen. Man hat vor kurzer Zeit über die grossen körperlichen Anforderungen, die an den Kommandodienst gestellt werden, viel Aufsehen gemacht. Zugegeben, die Soldaten schwimmen über Flüsse, erklimmen Berge, leben bei jeder Witterung im Freien und machen Geländemärsche über Entfernungen, die wahrscheinlich nur von erstklassigen Infanterieeinheiten bewältigt werden könnten. Dies ist aber die am wenigsten wichtige Seite ihrer Ausbildung. Es werden Eigenschaften verlangt, die von viel grösserer Bedeutung sind. Dazu gehören in erster Linie Disziplin, Eignung zur Führung, Initiative und Selbstvertrauen. Schnelligkeit und Anpassungsfähigkeit sind unerlässlich, und es hat sich herausgestellt, dass das ideale Alter für diese Spezialtruppen zwischen 20 und 25 Jahren liegt, wobei der Scharfsinn dieser Leute noch besonders geschult werden kann. Es kann zum Beispiel viel durch die richtige Auslegung von Geräuschen in Erfahrung gebracht werden, die bei Nacht aus feindlichen Stellungen zu hören sind. Ueberhaupt wird der Nachtausbildung eine grosse Beachtung ge-

schenkt. Wenn möglich, so müssen sich die Kommandos immer gegen den Wind bewegen. — Von allem Anfang an wird bei der Ausbildung darauf abgezielt, jeden Kommandomann völlig selbständig zu machen. Er hat keine Nachschubkolonne hinter sich, jede Kugel zählt, er muss kämpfen, sich ernähren und ausruhen, als wie wenn er eine selbständige Einheit wäre. Die Verproviantierung wird jederzeit ihm selbst überlassen, so dass, ausgenommen unter besonderen Verhältnissen, er seine eigene Nahrung und seine Ruhestätte jede Nacht seines Dienstes selbst besorgen muss. Er erhält plötzlich in der Nacht den Befehl, sich am nächsten Morgen auf Punkt X, der möglicherweise etwa 100 km entfernt liegt, zu melden. Wie er dorthin gelangt, ist seine Sache. Ausschlaggebend ist, dass er dort zur vorgeschriebenen Zeit ankommt. Auf diesem Nachtmarsch hat er zu beachten, dass alle Ausrüstungsgegenstände, die leicht reflektieren könnten, verkehrt zu tragen sind. Ebenso ist es notwendig, häufig anzuhalten und zu horchen, um nicht gleich in Feindeshände zu laufen. Denn jeder Kommandosoldat — das weiss die alliierte Heerführung — bildet ein wichtiges Glied in der Armee, das wahrscheinlich die raffinierteste Kampfausbildung genossen hat.

Ti.

Was ging vor? Wollte man sie wegschicken, wie Bruno es ihr glaubhaft machen wollte? Sie hatte Sylvains Worte gar nicht recht aufgefasst. Er aber fuhr fort: „Es macht mir Vergnügen, mit Ihnen zu plaudern, Sie sind so ruhig und doch fröhlich. Sie sind die Sonne des Hauses da oben. Alles ist verwandelt durch Sie. Alles ist harmonisch. Vielleicht können Sie auch mir einen Rat geben. Bei Ihnen ist alles ausgeglichen. Im Grunde lebt man nur ruhig, wenn man allein ist. Als ich noch in meiner Junggesellenwohnung lebte, die Portiersfrau mir meine Wohnung in Ordnung hielt, da musste ich Martine begegnen, und meine ganze Existenz war umgekröpelt durch diesen einen Menschen. Ich liebe sie sehr, ist das nicht erstaunlich? Ich mache so vieles, nur um ihr zu gefallen. Aber so viel Mühe ich mir auch gebe, ich werde nie ein Mann werden wie Bruno Lautier zum Beispiel. Der gefällt ihr sehr gut, sie findet ihn erstaunlich. Aber das Leben ist gewiss in China auch viel leichter als in Paris. Martine ist wie ihre Mutter, sie liebt grosse Geschäftsleute. Ich frage mich oft, ob der gelehrte Biologe nicht auch darunter gelitten hat. Aber er war eben ein anderer Mensch als ich.“

Sylvain sagte das alles ohne jegliche Ironie. Er fuhr weiter: „Ich glaube, Patrice gleicht seinem Vater. Er schüchtert mich ein wenig ein. Aber als ich kürzlich nach dem Bade so verfroren war, merkte ich, wie besorgt er war, das tat mir wohl.“

Sylvain schien nicht mehr aufhören zu wollen. Geneviève hatte ihn noch nie so lange reden gehört. Aber hörte sie ihn überhaupt? Die Worte gingen an ihrem Ohr vorbei. Hie und da blieb ein Satz haften. Auf einmal schreckte sie auf, als die Stimme des kleinen Chasseurs ertönte: „Es wird geschlossen...“

Sylvain hat, man möchte den Wagen der englischen Pension benützen, denn sein Atem reiche nicht aus, um den ganzen Weg zu Fuss zu gehen durch all die steilen Fusswege hinauf.

Geneviève, die sich nach den Kindern sehnte, war es recht. „Sie werden nicht wieder erzählen, was ich Ihnen sagte“, bat Sylvain ängstlich.

„Seien Sie ganz ruhig“, sagte sie und drückte freundlich die fieberheisse Hand. (Fortsetzung folgt)

Von der Erziehung und von der Schule

„Mutter, was soll ich auch nur anfangen!?“

Mit meiner freien Zeit nämlich, meint der kleine Paul; denn er langweilt sich ganz offensichtlich, und ohne es zu wissen, hat er eine der wichtigsten Fragen der Erziehung gestellt: die nach der Freizeitbeschäftigung. Für die Eltern wie für die Schule bedeutet ihre Lösung, ihre richtige Lösung, unendlich viel und doch gibt es eine grosse Zahl von Vätern und Müttern und auch von Lehrern, die auf die erwähnte Frage keine rechte Antwort zu geben wissen.

Um sie beantworten zu können, muss man sich in allererster Linie bewusst sein, dass «des Kindes Arbeit das Spiel» ist. Man muss ferner wissen, dass das Kind im Spiel seine Phantasie und seinen Taten- drang zu verwirklichen sucht. Es ist deshalb nur zu begreiflich, dass das Kind seine Freizeit zum Spielen verwenden will, und wer als Erzieher gut beraten ist, wird dafür sorgen, dass jedes Kind, wenn immer möglich, alle Tage einige Zeit zum Spielen kommt. Wer sich als Kind nicht «aus-spielen» kann, dem wird noch lange Jahre, ja oft ein Leben lang, irgend etwas fehlen, ohne dass es sich recht Rechenschaft zu geben vermag, was dieses «Etwas» sein könnte.

Merkwürdigerweise aber genügt es keineswegs, dem kleineren oder grösseren Kinde einfach so und sovielen Spielsachen in die Hände zu geben mit der Weisung: «So! jetzt spiele!» Gerade weil die Phantasie des Kindes in hohem Masse mitbeteiligt ist, kommt es nicht selten vor, dass Kinder, die sehr viele Spielsachen besitzen, mit ihnen nicht auf ihre Rechnung kommen.

Dabei fällt mir eine Episode ein, die deutlich werden lässt, wie sich Kinder oft zu sogenannten «schönen» Spielsachen einstellen:

Wir hatten vor einigen Jahren eine Ferienwohnung im Wallis gemietet. Unsere Kinder spielten oft mit denen des Hauses, wobei uns auffiel, dass die Puppen jener kleinen Walliserinnen einfach aus einem Holzklotz bestanden, die mit einigen alten Lappen bekleidet wurden, einmal so, ein andermal etwas anders. Unsere eigenen Kinder waren glückliche Besitzer einiger

Käthe-Kruse-Puppen und noch anderer mehr oder weniger schönen «Bäbis», so dass wir glaubten, sie könnten ruhig die eine oder andere den neuen Spielkamera-dinnen schenken. Sie taten dies denn auch, was zunächst mit grosser Freude und ebensolchem Dank quittiert wurde. Aber schon wenige Tage später bemerkten wir, dass das Geschenk offenbar beiseite gelegt war; denn die Kinder unseres Wohnungsvermieters spielten wiederum mit ihren alten, hölzernen Puppen. Als wir uns erkundigten, ob ihnen die geschenkten Bäbis nicht mehr gefielen, erhielten wir die Antwort: «Doch, doch, aber unsere alten Kinder sind halt doch noch schöner!»

Die «alten Kinder» entsprachen eben der Phantasie jener einfachen Bergler; mit ihnen wussten sie umzugehen, mit ihnen waren sie vertraut.

So sind denn alle Spielsachen nur in bedingtem Masse «schön». Nämlich nur dann, wenn das Kind mit ihnen etwas anzufangen weiss, spielen kann, arbeiten kann. Es wäre ganz falsch, wenn man hier den Ausdruck «die Zeit vertreiben» brauchen wollte; denn das Kind will sich nicht «die Zeit vertreiben», sondern es will etwas tun, will seiner Phantasie und seinem Tätigkeitsdrang die Zügel schiessen lassen — wir Erwachsene sagen: es will spielen, der Erzieher weiss: es muss sich aus-spielen.

Das Spielzeug des Kindes sollte daher in erster Linie so etwas sein wie Verbrauchsmaterial, das verwendet wird: Buntpapier, Holz, Tuchresten usw. oder aber das Spielzeug müsste möglichst vielseitig angewendet werden können, wie z. B. all die verschiedenen Baukasten zur Herstellung von mechanischen Modellen und zum Bau von Häusern, Burgen u. a.

Dies alles bezieht sich nun vor allem auf die Beschäftigung des einzelnen Kindes. Daneben spielt ja eine ebenso grosse und wichtige Rolle das Spiel des Kindes mit andern Kindern. Je nach dem Alter wird das letztere deutlich überwiegen, ja, für viele Kinder ist es überhaupt das einzige Spiel.

Für den Erzieher, für Eltern und Lehrer, stellt sich nun die Frage: Sollen wir und

wie weit sollen wir uns ins Spiel des Kindes einmischen? Sollen wir mithelfen zu spielen und in welchem Falle sollen wir dem Spielbedürfnis und dem Spielwunsche Zügel umlegen?

Wie die meisten Fragen über Erziehungs-massnahmen, lassen sich auch hier keine allgemeinen Regeln aufstellen, die für alle Kinder unbedingte Gültigkeit beanspruchen könnten. Die Eigenart des Kindes, die häuslichen Verhältnisse setzen von vornherein gewisse Grenzen, und sobald das Kind zur Schule geht, wird auch diese seine Freizeit stark einschränken.

Im allgemeinen dürfte richtig sein, dass man beim vorschulpflichtigen Kinde seinem Spiele allen Vorschub leistet, der einem möglich ist. Dies braucht ganz und gar nicht darin zu bestehen, dass man dem Kinde viele und teure Spielsachen kauft. Dagegen sollte man mindestens dafür, dass es regelmässig dazu kommt, mit anderen Kindern zusammen zu spielen.

Sobald dann das Kind zur Schule geht, muss ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet werden, dass ob dem Spiel des Kindes Hausaufgaben und gewisse Pflichten nicht vernachlässigt werden, die dem Kinde nach und nach auferlegt werden können. Aber auch da muss gesorgt werden für einen angemessenen Ausgleich zwischen Schularbeit und Arbeit im Hause einerseits und «der Arbeit des Kindes», eben dem Spiele.

Es ist ein vorzüglicher Gradmesser für eine Ausgeglichenheit des eben erwähnten Verhältnisses zwischen «Arbeit und Vergnügen», ob der von uns als Titel gewählte Ausspruch «Mutter, was soll ich auch nur anfangen!?» nie oder selten oder oft gebraucht wird. Sobald sich ein Kind in dieser Weise äussert, müssen wir vermuten, dass irgend etwas bei ihm nicht stimmt.

So ist es denn nicht nur Pflicht, sondern auch ein Gebot der Vorsicht, wenn sich Eltern und Lehrer um das Spiel des Kindes oder, allgemeiner, um die Verwendung seiner Freizeit interessieren. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welche grosse Bedeutung der Freizeit zukommt nach dem Verlassen der Schule, dann wird uns deutlich inne, wie wichtig eine gute Lösung der Freizeitbeschäftigung in der Kindheit sein muss.